IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Zu nah: Das kurze Glück der Liebe

Sigbert Gebert

Zusammenfassung
Die Probleme der Liebe entspringen nicht aus Kapitalismus und Patriarchat. Warum ist Liebe heute so bedeutsam? Soziale Verbände brauchen zur Verhaltensabstimmung Bindungen, gemeinsame Regeln. Eine besondere Art der Bindung stellt Liebe dar. Liebe ist eine der Möglichkeiten, wie sich die mit der Sprache entstandene Sehnsucht äußert. Mit der Auflösung der alten Gesellschaftsordnung, die die Findung und Bestätigung der persönlichen Identität zum Problem machte, wurde Liebe zum zentralen Glücksgebiet. Glück will Dauer und höchste Gefühle, wobei Dauer, Sicherheit primär ist. Liebe aber strebt nach dauernder Nähe, nach Verschmelzung mit und Ergänzung, Bestätigung durch die andere. Dieses Streben findet seine Grenze in der unüberwindbaren Einsamkeit und in der Inkommunikabilität von Gefühlen – Liebesbeteuerungen können dem nicht abhelfen. In der Verliebtheit glaubt man an eine gemeinsame Welt, die sich mit der Zeit als illusorisch zeigt und Erziehungsversuche wahrscheinlich macht. Konflikte entspringen auch aus unterschiedlichen Situationseinschätzungen und dem Beziehungsbezug jeder Kommunikation – abgemildert, aber teils auch zusätzlich angeheizt durch Sexualität. Liebe als Gefühl ist Verliebtheit, dauerhafte Liebe hingegen ein ganzes Skript, das gegenseitig eine positive Grundeinstellung, eine gemeinsame Weltsicht, gegenseitige Rücksicht, Partnerschaft und eine normalisierte Leidenschaft (körperliche Intimität, Sexualität) vorsieht. Die abnehmende Leidenschaft droht dabei die Beziehung zu sprengen. Statt monogamen Zusammenlebens bedarf es deshalb Distanz, eigener Wohnungen, außerdem Solidarität, die sich von der Konzentration auf Leidenschaft und Sexualität löst, dabei allerdings mit Eifersucht leben muss.

Schlüsselwörter
Bindung, Glück, Eifersucht, Leidenschaft, Liebe (Verliebtheit, dauerhafte Liebe), Sehnsucht

Abstract
Too close – the short happiness of love: The problems of love do not have their origins in capitalism and patriarchy. Why is love of such a high importance today? For behavioural coordination, social associations need commitment, common rules. A special kind of commitment is love. Love is a possibility, like yearning, which arises from language, manifests itself. Love became a central sphere of happiness with the end of the old social order, with which the finding and confirmation of personal identity became a problem. Happiness wants continuity and the highest feelings – continuity and security have priority. Love, however, wants permanent close company, merging with and completion, confirmation by the other. The boundaries of this pursuit are the insurmountable loneliness and the incommunicability of feelings – affirmations of love cannot change this. Being in love, the lovers are convinced to share a common world, which manifests itself as illusionary with time and makes attempts of educating the other probable. Conflicts have their source in the differing judgement of situations and in the relationship component of every communication – this is moderated, but partly also fueled by sexuality. Love as a feeling is being in love, durable love, however, is a whole script, which intends a mutually positive basic attitude, a common view on the world, mutual consideration, partnership and

a normalized passion (physical intimacy, sexuality). The decreasing passion threats to end the relationship. Instead of a monogamous living together, distance is needed, separate apartments as well as solidarity, which frees itself from the focus on passion and sexuality, to do this however, one must learn to live with jealousy.

Keywords
Commitment, jealousy, happiness, love (being in love, durable love), passion, yearning

1 Liebe – antikapitalistisch und feministisch gesehen
Liebe sorgt dafür, dass sich Menschen eng binden, in der Nähe einer anderen Person ihr Glück suchen. Doch Liebe, eines der großen Glücksversprechen der Moderne, ist zugleich eines der großen Probleme der Moderne. Denn: Liebe endet. Was sind die Probleme der Nähe? Oder endet Liebe aus anderen Gründen?[1]

Soziologisch gesehen, ist eine so grundlegende soziale Angelegenheit wie Liebe vor allem gesellschaftlich bestimmt. Aber wie? Endet Liebe, weil Sexualität und Liebe das Gebiet geworden sind, wo sich der Konsumkapitalismus reproduziert?[2] Liebe und Sexualität sind danach nicht länger Gegenmächte, mit denen sich das Selbst der Gesellschaft widersetzt. Die kapitalistische Konsumkultur habe die Sexualität vielmehr zur Ware auf Beziehungs- oder Heiratsmärkten gemacht. Die warenförmige sexuelle Freiheit, die den Selbstwert an sexuelle Attraktivität und Leistung binde, gehe auf Kosten „intensiver, allumfassender Bindungen“,[3] auf Kosten der Bindungsfähigkeit und der jetzt lästigen Gefühle. Die Orientierung an rationaler Selbstregulierung und optimaler Wahl, vereinfacht durch das Internet, verhindere die romantische, verzauberte Liebe mit erotischer Selbstaufgabe, gefühlsmäßiger Verschmelzung und Überwältigung, verhindere, sich voll auf Leidenschaft und Bindungen einzulassen.

Das betreffe vor allem die bindungsunfähigen, an Anhäufung von Sexualkapital orientierten Männer.[4] Das Patriarchat ging „eine Liaison mit dem Kapitalismus ein.“[5] Die starke Sexualisierung der Frau, die Verallgemeinerung von Gelegenheitssex, Schönheitsmythen und Schönheitsnormen festigten seine Macht. Die sexuelle Freiheit sichere die männliche Kontrolle des Sexmarktes und „wenn sich Gelegenheitssex als Kennzeichen einer feministischen Politik etabliert hat, dann deshalb, weil er die männliche Macht imitiert.“[6]

Liebe ende, weil die kapitalistische Autonomisierung und Marktförmigkeit der Sexualität emotionalen Bindungen entgegenstehe. Der kapitalistische Imperativ, Autonomie zu erlangen, gewinne gegen die romantische Phantasie der dauerhaften Bindung. Die Scheidung werde so zum Zeichen der Freiheit, der Autonomie.[7] Und die rationalisierte Leidenschaft, Abgeklärtheit und Ironie, die Abkühlung der Gefühle helfe, mit solchen Trennungen zurechtzukommen.

Allerdings werde durch die gesteigerte Bedeutung der Liebe für das Selbstwertgefühl jede Zurückweisung auch ein Angriff auf das Selbst, auf Selbstwert und Selbstachtung. Die Versprechen moderner Liebe wie Gleichheit, Suche nach sexueller Erfüllung, Fürsorglichkeit und Autonomie gelte es festzuhalten, das „Modell der sexuellen Akkumulation auf den Prüfstand zu stellen“ und leidenschaftliche Liebe zu leben. Weil Liebe eine soziale Grundlage des Selbst ist, „sind wir wieder und zwar mehr denn je, auf Ethik in den sexuellen und emotionalen Verhältnissen angewiesen.“[8]

Ethik als Rettungsanker der Liebe? Wollte die romantische Liebe nicht gerade Liebe um der Liebe willen?

Bricht Liebe nicht jede Moral?[9] Oder zumindest die überholte Sexualmoral? Gegen den Kapitalismus würde, wenn er das Problem wäre, im übrigen (Marx!) keine Moral helfen.[10] Statt einem nichtssagenden Appell an Ethik gilt es deshalb zu fragen: Was kann man in der heutigen Liebesbeziehung moralisch realistischerweise noch erwarten? Und sind deregulierte Heiratsmärkte, warenförmiger (Gelegenheits-) Sex oder männliche Bindungsangst die Hauptkennzeichen heutiger Liebe?[11] Vor allem aber: Wären ohne sie Liebesbeziehungen stabil? Ist die romantische Liebe als Beziehungsgrundlage geeignet? Was meint überhaupt Liebe? Warum ist sie heute so bedeutsam? Folgt das aus der condition humaine, ist Liebe eine anthropologische Konstante? Braucht es Liebe zum Aufbau von Beziehungen? Zunächst: Warum braucht es überhaupt Beziehungen?

2 Die Notwendigkeit von und die Motivation zu Bindungen

Biologisch, natürlich vorgegeben ist die Angewiesenheit des Kindes auf Bezugspersonen, die es versorgen, aufziehen. In diesen Beziehungen kommuniziert das Kind seine Bedürfnisse und wird im Laufe der Zeit immer mehr mit Gegenerwartungen konfrontiert, die es nach und nach zu berücksichtigen lernt. In der Auseinandersetzung mit den Erwartungen der anderen bildet sich die persönliche Identität. Im sprachlichen Bezug zu anderen lernt man sich als Ich in Abgrenzung zu anderen Ichs verstehen. Identität kann sich nur bilden im (abgrenzenden) Bezug zu anderen und wenn sie sozial auf irgendeine Weise (anerkannter Status als Eremit, Eigenbrötler) bestätigt wird. Identität ist auf andere angewiesen – eine anthropologische Grundkonstante.

Die Identitätsbestätigung kann in vielen Formen erfolgen: Stand, Familie, Beruf, Verein, Tradition, Nation, Religion, Freundschaft, Liebesbeziehung kommen als funktionale Äquivalente für dieses Problem in Frage. Die Liebesbeziehung ist nur eine, in der heutigen historischen Situation allerdings unverzichtbare Form der Identitätsbestätigung.

In die eigene Identität werden im Laufe der Zeit immer mehr Grundanforderungen von Beziehungen einbezogen. Identität und eine Grundmoral bilden sich zugleich. Die Grundinteressen der (nahen) anderen werden in die eigene Identität übernommen, als moralische Verpflichtung emotional erlebt. Lässt sich aus diesen Grundbedingungen der Sozialisation auch Liebe herleiten?[12]

Die Mutter-Kind-Bindung mag emotional besetzt sein – aber wozu die Paarliebe? Gibt es hier einen Wiederholungszwang? Sucht die Liebende die Intimität der Kindheit wiederzufinden (oder, die negative Variante, wiederholt sie ungelöste Kindheitskonflikte)? Zur Reproduktion genügt Sexualität, körperliche Anziehung, und auch die Bildung von Familien kann ohne Liebe auskommen. Nicht Liebe ist entscheidend, sondern dass es überhaupt zu Beziehungen, Bindungen kommt. Und zwar nicht nur zur Identitätsfindung, sondern auch, weil komplexe menschliche Lebensformen nur in sozialen Verbänden, in Gesellschaft möglich sind, ja die menschliche Lebensform überhaupt, also vor allem die Sprache, sich nur sozial, in der Kommunikation entwickeln und erhalten konnte.

Haben sich soziale Verbände erst einmal gebildet – aus welchen Gründen oder Zufällen auch immer –, versuchen sie sich zu erhalten. Die einzelnen müssen an den Verband gebunden werden. Dazu muss das Problem der „doppelten Kontingenz“, der gegenseitigen Verhaltensabstimmung, immer schon auf die eine oder andere Weise gelöst sein. Jede weiß, dass die andere immer auch Nein-sagen, anders als erwünscht oder erwartet handeln kann. Bei beliebigen Freiheitsgraden wäre aber schon einfaches gemeinsames Handeln nicht möglich. Es braucht Bindungen, gemeinsame Regeln.

Bindungen lösen das Problem der Beliebigkeit, zu hoher Freiheitsgrade. Das Problem ist dann zunächst, die einzelne zur Bindung zu motivieren, und das Anschlussproblem, die Bindung aufrechtzuerhalten. Etwas kann zu einer Bindung motivieren, die sich danach auf andere Faktoren stützen muss.

Jede ist durch die Beziehung zu den primären Bezugspersonen immer schon gebunden. Zugleich steht diese Bindung prinzipiell immer zur Disposition, kann die einzelne gegen die mit ihr verbundenen Erwartungen verstoßen. Solche Verstöße verhindert zunächst die internalisierte Grundmoral, das vorweggenommene schlechte Gewissen, Scham- oder Schuldgefühle. Ob sie ihrem Gewissen folgt und wie es wirkt, liegt aber bei der Person selbst: Ausreden finden sich immer. Allein auf das Gewissen können sich die anderen nicht verlassen. Es braucht stärkere Bindungsmittel.[13]

Das stärkste Mittel ist Gewalt: Die andere wird durch körperlichen Zwang gebunden. Der rein äußerliche Zwang erlaubt jedoch kein komplexeres Handeln und hat viele Nachteile (Gegenwehr, Schädigungen, Umkehr der Stärkeverhältnisse). Subtiler wirkt die Drohung mit Gewalt: Macht. Noch subtiler wirkt die Möglichkeit, mittels Recht im Konfliktfall selbst gewaltgestützte Macht ausüben zu können. Und noch stärker wirkt durch Recht geschütztes Eigentum und Geld: Geldzahlungen ermöglichen den Zugriff auf knappe Güter, vor allem aber, dass dieser Zugriff von den anderen akzeptiert wird.

Macht, Recht, Geld stützen sich in letzter Instanz auf Gewalt und wollen Handeln auslösen oder, im Falle des Geldes, dass Handeln (erlebend) hingenommen wird. Zwanglos motiviert hingegen Wahrheit: Die Kommunizierende erwartet, dass der Adressat eine Information personenunabhängig akzeptiert, den Sachverhalt *erlebend* hinnimmt. Und dann gibt es die Möglichkeit, dass schon das Erleben einer anderen eigenes Handeln auslöst: Man nimmt die (unterstellten) Erwartungen der anderen schon vorweg. Das versucht man in vielen Situationen, sei es zur kommunikationslosen Abstimmung (etwa beim Ausweichen in einer Menschenmenge) oder um die Erwartungen zu konterkarieren (etwa beim Schach). Zu einer solchen kommunikationslosen Abstimmung motiviert auch Liebe: Wer liebt, nimmt handelnd das Erleben der Geliebten vorweg, nimmt ihre Erwartungen in sein Handeln auf. Bei gegenseitiger Liebe erfordert das „an sich“ ein gleichsinniges Erleben und Handeln. Warum motiviert Liebe zu einer solchen Anstrengung?

3 Sehnsucht als Grundphänomen

Liebende zieht es zueinander. Warum? Eine bis heute brauchbare Beschreibung gab schon Platon: Liebe ist Sehnsucht, nach Platon Sehnsucht nach Ganzheit. Schelling verdeutlichte, dass Sehnsucht nach Ganzheit nicht Unvollständigkeit der Sehnsucht Empfindenden meint: „Dies ist das Geheimnis der Liebe, dass sie solche verbindet, deren jedes für sich sein könnte und doch nicht ist und sein kann ohne das andere.“[14] Liebe sucht Ergänzung und in ihr Erfüllung, Glück. Erfüllung, Glück muss man jedoch nicht unbedingt bei einer anderen Person suchen. Statt Liebe, die heute vor allem an Paarliebe denken lässt, ist deshalb von Sehnsucht als Grundphänomen der menschlichen Lebensform auszugehen. Anthropologisch ist die Sehnsucht vorgegeben, aber nicht der heutige Bedarf an Liebe.

Ein Grundphänomen des Lebens bildet der Drang (beruhend auf Differenzen), bei bewußtem Leben der auf Empfindungen beruhende Drang, der „Gefühlsdrang“.[15] Ein Gefühlsdrang baut eine Spannung auf, die ein spezifisches Ziel anstrebt, nach Entspannung drängt (Hunger, Durst, Sexualität) und mit der Zielerreichung meist nur kurzzeitig zur Ruhe kommt.

Drang und Gefühle gibt es auch ohne Sprache. Mit der Sprache entsteht aber eine eigene Welt, eine emergente Ebene, die körperliche Vorgänge und Gefühle (im Normalfunktionieren) in ihren Dienst nimmt. Mit ihr kommt ein besonderer Drang, die Sehnsucht, in die Welt, ein bewusstes Fühlen eines Ungenügens, das über die unmittelbaren Lebensbedürfnisse, das einfache Dahinleben mit seinem Wechsel von Spannung und Entspannung hinausgreift. So ist Liebe, selbst wenn sie aus dem Geschlechtstrieb entstanden sein sollte, ein eigenständiges, nicht aus anderem ableitbares Phänomen, das sich auch nicht auf Gefühle beschränkt, sondern die Eigenheiten der Sprache widerspiegelt.

Die Sprache operiert mittels Unterscheidungen, insbesondere der Grundunterscheidung Ja/Nein. Mit ihr wird die Welt verdoppelt: Alles ist jetzt auch verneinbar. Unterscheidungen fassen das in einen positiven und negativen Wert wie zeitlich im Unterschied zu unzeitlich oder ewig, sterblich/unsterblich, schön/hässlich, glücklich/unglücklich. Unterscheidet man, so ist ein Wert aber immer nur zusammen mit seinem Gegenwert zu haben: Glück kennt man nur in Abgrenzung von Unglück und kann nur diejenige empfinden, die auch Unglück kennt (weshalb im Rückblick gerade die Zeiten als glücklich erscheinen, während derer man nicht an Glück dachte, die Unterscheidung „vergaß“).

Mit der Sprache gibt es auch das Verstehen von Zeit. Nach Heidegger sorgt sich der Mensch, das „Dasein“ (Da des Seins), um seine Möglichkeiten, entwirft sich auf die Zukunft hin (oder von der Zukunft her), ist sich immer schon vorweg, existiert zukünftig. Immer steht noch etwas aus. Nie ist man völlig bei sich, ist sich gewissermaßen immer selbst entfremdet. Immer ist man in seinen Möglichkeiten unabgeschlossen, unvollständig, unvollkommen oder, zeitlich ausgedrückt, endlich vergänglich. So kann man sich aber nur begreifen innerhalb der jeweiligen Unterscheidung mit ihren Gegenbegriffen: unabgeschlossen/vollendet, unvollkommen/vollkommen, endlich/unendlich, vergänglich/ewig. Und zeitweise kann man durchaus Vollendung, Vollkommenheit erfahren, eine Erfahrung, die glücklich macht.

In ekstatischen Momenten ahnt man gar so etwas wie Ewigkeit. Und wie man im Rückblick gerade dann glücklich war, wenn man nicht an Glück dachte, so sprengt auch die Ekstase, die „Erfahrung“ der Ewigkeit, die Unterscheidung von Vergangenheit und Zukunft. Das kann man formal so fassen, dass die positiven Werte auch die Einheit der Unterscheidungen bezeichnen – das Vollkommene schließt das Unvollkommene ein, das Ewige das Zeitliche: Die Ekstase geht dann über die Unterscheidungen hinaus, erfährt, sprach-los, momenthaft glückselig das Zeit-lose, das Jenseits aller Unterscheidungen.

Das Jenseits aller Unterscheidungen, die mystische Einheit als höchstes Glück, die Ekstase als Ziel? Jein! Denn in der ebenso ekstatischen Psychose wird der Sprachverlust, das Zeit-lose als maßloser Schrecken erlebt. Auch die mittels Drogen erlebte Ekstase kennt beide Möglichkeiten (glückselig/schrecklich), und auf sie folgt ein böses Erwachen. Auch die Erfahrung von ekstatischen Momenten unterliegt der positiv/negativ Wertung der Sprache.

Eindeutig ist hingegen die Richtung der Sehnsucht: Alle Menschen streben nach Glück, und: „Alle Lust will Ewigkeit“. Die Sehnsucht sehnt sich nach dauerhaftem Glück. Deshalb ist auch der Ewigkeitsschwur der Liebenden (meist) völlig aufrichtig gemeint, obwohl er nur für den Moment des Schwurs gilt. Da dauerhaftes Glück unerreichbar bleibt, ist die Sehnsucht zugleich mit Melancholie durchsetzt, Melancholie als Erfahrung des Ungenügens der Gegenwart, der trauernden Erinnerung an vergangenes Glück, der Vorwegnahme unumgänglichen zukünftigen Leids. Große Sehnsucht und Leidenschaft sind deshalb genauso wie die Ekstase nicht

einfach etwas Positives, wie schon La Rochefoucault wusste: „Ceux qui ont eu de grandes passions se trouvent toute leur vie heureux, et malheureux, d’en être guéris.“[16]

4 Ein Randphänomen wird zentral

Sehnsucht ist mit der Sprache gegeben. Wie Glück gesucht wird, ist hingegen nicht festgelegt, doch lassen sich über die Jahrhunderte einige Gemeinsamkeiten feststellen wie Streben nach Macht, Ehre, Reichtum – was die Metaphysik zugunsten „höherer“ Werte wie mystische Vereinigung mit Gott, Bildung, Philosophie ablehnte. Diese Ziele werden durchaus auch heute noch verfolgt, bleiben aber, wie zu allen Zeiten wenigen vorbehalten. Eine demokratische Gesellschaft braucht Glücksziele, die für jede erreichbar sind. Neben Arbeit und Erlebnissen in der Freizeit ist das, allem anderen vorgelagert, die Paarliebe.

Das ist, historisch gesehen, zunächst erstaunlich, spielt die Paarliebe doch bis zur Neuzeit in Theorie und Praxis eine untergeordnete Rolle und gilt leidenschaftliche Liebe, die alle sozialen Verpflichtungen vergessen lässt, als Krankheit. Für die Griechen liegt die höchste Erfüllung in der Philosophie, auf Erden in der Freundschaft, im Mittelalter in der Liebe zu Gott. Einen ersten Ausblick auf die Möglichkeiten der Paarliebe geben die Troubadours: Die Sehnsucht richtet sich auf eine idealisierte Frau, die aber unerreichbar, die Sehnsucht deshalb unstillbar bleibt. Liebe bindet hier (theoretisch) ein Leben lang – weil sie unerfüllt, weil sie Sehnsucht bleibt. Ansonsten spielt für die Paarbildung Liebe keine oder keine entscheidende Rolle gegenüber sonstigen (ökonomischen, familiären) Kriterien. Liebe ist in der traditionellen Gesellschaft eher ein Störfaktor, kann sie doch zu Bindungen gegen die Tradition und Familieninteressen motivieren. Liebe als (erotische) Passion und leidenschaftlicher Exzess wird schließlich im Adel populär – für die Mätresse, wenn man so will: ein Freizeitvergnügen.

Mit der Neuzeit und der Auflösung der alten Gesellschaftsordnung wird die einzelne von traditionellen Bindungen freigesetzt, ihr Platz in der Gesellschaft nicht mehr von der Familie bestimmt. Traditionell fielen individuelle und soziale Identität zusammen. Die Familie sicherte die Inklusion der Person in die Gesellschaft, sorgte für Arbeit, Reproduktion, sozialen Umgang, gab die Verhaltensregeln und die Weltsicht vor. Der Stand bestimmte die ganze Person, alle ihre Rollen. Jetzt wird die soziale Identität zur individuellen Karriere mit unterschiedlichen Rollen, die die einzelne zu ihrer persönlichen Identität selbst zusammenfügen muss. Die Gesellschaft berücksichtigt entsprechend die einzelne nur noch in den Funktionssystemen in den einzelnen Rollen – die persönliche Identität bleibt unberücksichtigt. Sie wird zur Privatangelegenheit.

Die einzelne definiert sich als Ich in Abgrenzung von allen anderen. Mit diesem Ich verbindet sich die Vorstellung einer Identität, von etwas, was sich über die Zeiten hinweg und in allen Rollen durchhält und für Verlässlichkeit sorgt. Ohne Identifizierung mit bestimmten Verhaltensregeln, einem bestimmten Charakter wäre nur episodisches Handeln möglich, wüsste man selbst nicht, wie man sich morgen verhält. Die Identität, die sich jetzt als einzigartig, für jede anders definiert, benötigt aber weiterhin einen sozialen Außenhalt, kann sich nur im Zusammensein und in der Abgrenzung zu anderen, im Vergleich bilden.

Wie soll sich eine ichbezogene Weltsicht, eine einzigartige Identität aber ihre Berechtigung erweisen? Auch sie braucht die Bestätigung durch andere. Doch wer kommt dafür in Frage? Es muss sich jemand finden, die bereit ist, über Persönliches zu reden und persönliche Ansichten zu bestätigen, die anderswo nicht oder nur begrenzt Zustimmung finden. „So bedrängt, wird jeder vernünftige Adressat die Flucht ergreifen.“[17] Folglich braucht es eine Motivation, die die Vernunft ausschaltet. Und genau an dieser Stelle greift die bisher randständige

Liebe als Passion. Sie steht bereit, um das neuartige Problem der Bestätigung ichbezogener Weltentwürfe zu lösen. Oder auch umgekehrt: Die Problemlösung treibt das Problem an, beschleunigt die Individualisierung, da für sie nun eine „Lösung“ vorhanden ist. Liebe, die sich als Sehnsucht auf alles Mögliche richten kann, engt sich in ihrer Hauptform auf die Paarliebe ein, und zwar in ihrer intensivsten Ausprägung, denn nur so ist die Zumutung, die Individualität der anderen, und zwar gegenseitig zu bestätigen, zu ertragen. Liebe wird in ihrer Übersteigerungsform, als *Verliebtheit*, der Grund der Paarbildung.

Ist Verliebtheit aber nicht ein Gefühl? Und wer wollte das auch bestreiten: Liebe wird schließlich gefühlt. Wie kann ein Gefühl die Identität bestätigen? Nun – woher weiß man überhaupt, dass man Liebe fühlt? Wer liebt, *versteht* sich selbst als Liebende. Man versteht sein Herzklopfen als Zeichen der Liebe und nicht als Vorzeichen von Herzproblemen. Das Fühlen muss *sprachlich* richtig eingeordnet werden. Die sprachliche Einordnung macht das Gefühl erst zu Liebe, und durch die Kommunikation der Liebe findet ein Paar zusammen.

Wer Liebe kommuniziert, erwartet heute die gegenseitige Bestätigung der je persönlichen Welten. Sie ist aber nur möglich, wenn die Liebenden in entscheidenden Belangen übereinstimmen oder übereinzustimmen glauben. Die meisten Paare finden sich deshalb in „geschlossenen“ Situationen: in Schule, Studium, am Arbeitsplatz, im Verein, wo gemeinsame Interessen vorausgesetzt werden können. Die Verliebtheit sorgt dann dafür, Differenzen als nebensächlich abzutun. Negatives wird durchaus wahrgenommen, aber es macht keinen Eindruck, eine Art sehende Blindheit, eine besondere Art der Idealisierung. Und in den entscheidenden Fragen *glaubt* man übereinzustimmen, unterstellt Einigkeit. Verliebte Paare überschätzen ihren Konsens oder spielen sich auch Konsens vor, pflegen, so oder so, Konsensfiktionen. Sie sind notwendig, um die Unwahrscheinlichkeitsschwelle zur Intimität zu überschreiten.

Wie die traditionelle Familie leistet auch heute die Familie oder das Paar die Vollinklusion der Person. „Nur“ sind das Verhalten und die Weltsicht jetzt nicht mehr durch den Familienstand vorgegeben, sondern das Paar schafft sich eine eigene Welt, eine Wir-Welt mit einer eigenen Geschichte und grenzt sich mit der Unterscheidung, dem „Beziehungscode“ Wir/Rest der Welt von ihrer unpersönlichen Umgebung ab. Die Wir-Welt gilt universal, schließt unpersönliches und persönliches Verhalten ein. Während extern das interne, private Verhalten nicht länger oder nur in Ausnahmefällen interessiert, wird intern das externe und interne Verhalten bedeutsam: Die Geliebte will in allen Lebenslagen mitbeachtet werden. Die gegenseitige Bestätigung als „Ganzes“ erlaubt es, in einer unpersönlichen Welt, in der die Person in einzelne Rollen „zerfällt“, Selbstbewußtsein und Selbstidentität aufzubauen und aufrechtzuerhalten und so sein Glück oder eine Voraussetzung von Glück zu finden. Die Zunahme unpersönlicher Beziehungen wird durch intensivere persönliche Beziehungen kompensiert.

Die Gesellschaft braucht Liebe nicht für ihr direktes Funktionieren – hier binden Macht, Geld, Recht, Wahrheit –, aber indirekt für die Identitätsbestätigung und damit Zufriedenheit der einzelnen. Verliebtheit bedroht die Gesellschaftsordnung nicht mehr und hat den Vorteil, allen zugänglich zu sein – was zwangsläufig mit ihrer Trivialisierung und Verkitschung einhergeht. Das wäre nicht weiter schlimm, wenn nicht zugleich das überholte Modell des dauerhaften monogamen Zusammenlebens propagiert und damit das Scheitern der Liebesbeziehung hochwahrscheinlich würde.

5 Gegensätzliche Sehnsüchte

In der Verliebtheit beabsichtigt man mit einer Person dauernd zusammenzuleben. Ist damit nur die dauernde

Leidenschaft gemeint, die Lust, die Ewigkeit will, in der Wiederholung aber die Veralltäglichung, die Routinisierung erfährt? Sind deshalb Trennungen so häufig? Wenn man die dauernde Leidenschaft mit *einer* Person nicht haben kann, liegt es dann nicht nahe, sie im Zeitablauf zu leben, als serielle Monogamie? Warum ist dann aber bis heute die lebenslange Paarbeziehung das Ideal? Was spricht für langfristige Bindungen?

Für die antike Philosophie war Dauer und Leidenschaft ein prinzipieller Gegensatz. Die vergänglichen Leidenschaften konnten kein dauerhaftes Glück garantieren, keine Sicherheit, Geborgenheit geben. Die Philosophie strebte aber gerade nach Sicherheit, will „überall zu Hause sein.“ (Novalis) Unsicherheit macht Angst. Dagegen stellte die Metaphysik festgefügte Vernunftsysteme. Auch bei ihnen ging es um das Problem der Identitätsbestätigung: Ein System, das alles Unsicherheiten beseitigt, alles einzuordnen weiß, sorgt Ängsten vor. Und es ist (scheinbar) dauerhaft. Dauer aber gibt Sicherheit. Also galt es, sich für die Dauer zu entscheiden, auf die Leidenschaften zugunsten der leidenschaftslosen Ruhe der Seele zu verzichten. Sie bedeutete zugleich den Verzicht auf die in der Gesellschaft üblichen Glücksvorstellungen von Macht, Reichtum, Ehre, die von äußeren Gegebenheiten und Zufällen abhängig bleiben. Die einzelne soll sich vielmehr an das halten, was in ihrer eigenen Macht steht, und das ist die Vernunft, die gegen die Leidenschaften die Gelassenheit erkämpft.

Wenn es darum geht, sich auf sich selbst zu stützen, scheint ein einsames Leben die logische Folge. Die antiken Philosophen sehen jedoch – programmwidrig – Freundschaft als eines der höchsten Güter. Verzicht auf äußere Güter bedeutet nicht Verzicht auf intensive Beziehungen zu ausgewählten anderen. Wie kommt es zu dieser Inkonsequenz?

Die eigene Identität kann sich nur in der Auseinandersetzung mit anderen bilden, braucht einen sozialen Außenhalt. Die Philosophen stehen jedoch gegen die gesellschaftlich anerkannten Glücksgüter. Wo sollen sie sich ihre Weltsicht bestätigten wenn nicht über Gleichgesinnte? Das Problem der Identitätsbestätigung können auch sie nur im Bezug zu anderen lösen – in der kleinen Gruppe der Freunde. Das ist auch heute eine Möglichkeit, die aber, gerade weil sie die Leidenschaft auszuschließen versucht, nicht mehr genügt.

Das dauerhafte Glück der Philosophen, die leidenschaftslose Ruhe der Seele, erscheint heute weniger erstrebenswert als langweilig. Die Sehnsucht nach Sicherheit ist aber im Streben nach Glück miteingeschlossen: Man will Geborgenheit, dauerhaftes Glück. Die höchsten Glücksgefühle sind jedoch schnell vergänglich (die Glücksphilosophie unterscheidet deshalb zwei Arten von Glück: Lebenszufriedenheit und episodisches Glück). Das Streben nach Glück teilt sich so in zwei gegensätzliche Sehnsüchte: Sehnsucht nach Dauer und Sehnsucht nach höchsten Glücksgefühlen. Die Sehnsucht nach Dauer droht in Langeweile, Gewohnheit, Alltag zu enden, die Sehnsucht nach Ekstase in kurzen Erlebnissen, oberflächlichen Bindungen und Unsicherheit.

Diese Struktur lässt sich verdeutlichen am Gegensatz von Heimat und Fremde. Heimat im positiven Sinn meint den Ort, an dem es einem gut geht. Heimat bietet Sicherheit, Geborgenheit. Identität, Selbstbewusstsein kann sich nur in einer sicheren Umgebung bestätigen. Das Streben nach Dauer, Sicherheit ist primär. Das Ausgreifen in die Fremde bleibt episodisch. Wie der Begriff schon sagt: Der *All*tag nimmt die meiste Zeit ein.

Auch in der Leidenschaft zeigt sich die Sehnsucht nach Dauer, und zwar im Streben nach dauernder Nähe. Ständige Nähe führt jedoch zu Gewöhnung, Indifferenz, Langeweile, die sexuelle Attraktivität sinkt, ebenso das Verständnis für die Eigenheiten der anderen: Die Leidenschaft zerstört sich selbst.

Während man der Heimat relativ leicht, vor allem durch Reisen, zeitweise entfliehen kann, ist das in der Liebesbeziehung nicht so einfach möglich. Der Adel hatte das mit seiner Unterscheidung von Dauer in der Familie und Passion für die Mätresse praktiziert. Doch heute fordert Liebe Gegenseitigkeit und akzeptiert keine Trennung von Familie und Passion. Damit ist man in einem ständigen Dilemma: Die Sehnsucht nach Sicherheit und die langfristig gewonnene Vertrautheit zerstört die Ekstase und die Sehnsucht nach Ekstase entwertet oder zerstört die gewonnene Sicherheit. Will man beide Sehnsüchte einigermaßen im Gleichgewicht halten, kann das herrschende Modell des lebenslangen monogamen Zusammenlebens nicht funktionieren. Fast alle Probleme aber ergeben sich aus zu viel Nähe.

6 Einsamkeit trotz, Kommunikationsschwierigkeiten wegen Nähe

Sehnsucht, der „Schmerz der Nähe des Fernen“ (Heidegger) drängt zur Aufhebung der Distanz, will der Geliebten möglichst nahe sein. Dabei bleibt *immer* ein Rest Fremdheit, der sich mit Benjamins Begriff der Aura als „Erscheinung einer Ferne, so nah sie auch sein mag“ beschreiben lässt. Liebe erfüllt sich nie völlig oder wenn, nur im Augenblick. Diese Augenblicke werden in der Leidenschaft, in der Sexualität immer wieder angestrebt. Immer wieder sucht man die Nähe, die Verschmelzung und erlebt immer wieder die unaufhebbare Ferne der anderen und seine Einsamkeit. Die Ekstase wird erlebt und fast zugleich als fern bewusst (weshalb die Römer postulierten: Omne animal triste post coitum). Gerade die große Leidenschaft droht deshalb schnell zu enden: „En amour, il n’y a guère d’autre raison de ne s’aimer plus que de s’être trop aimés.“[18] Je stärker die Sehnsucht, umso wahrscheinlicher die Enttäuschung, die Erfahrung der Einsamkeit – die „Bitterkeit des Alleinseins in der Intimität“.[19]

Dagegen hilft keine Kommunikation. Im Gegenteil: Jede Aussage trennt die Aussagende von dem, was sie sagt – „und schon dadurch geht die Unschuld verloren.“[20] Sprechen bedeutet immer Sprechen über eine Sache, ist nie die Sache selbst. Das zeigt sich besonders in der *Liebesbeteuerung*. Inkommunikables wie Gefühle sind nicht als sie selbst kommunizierbar. Die Kommunikation von Liebe als Gefühl ist „an sich“ unmöglich.[21] Liebe ist bekanntlich aber sehr gesprächig, gerade weil das Gefühl nicht direkt, sondern nur als kommuniziertes Gefühl vermittelt werden kann. In der Verliebtheit ist das kein Problem für die Liebende selbst: Sie ist sich ihres Gefühls unmittelbar gewiss. Aber woher weiß man, ob und wie die andere fühlt? Die Versicherung: „Ich liebe dich“, ist eine millionenfach gesprochene Formel, die die Liebe nicht, noch weniger die Einzigartigkeit der jeweiligen Liebe bestätigen kann. In der Kommunikation, die im Gegensatz zu bloßer Wahrnehmung auf der Differenz von Mitteilung und Information beruht, kann bewusst getäuscht werden. Und die sprachliche Kommunikation verweist mit der Möglichkeit der Verneinung immer auch auf das Gegenteil des Gesagten, das man deshalb nie ausschließen kann. Kommunikation steht potentiell immer unter dem Verdacht der Unaufrichtigkeit, und dieser Verdacht ist nicht kommunikativ ausräumbar: Jede Versicherung von Aufrichtigkeit legt vielmehr das Gegenteil nahe – ein Politiker, der seine Aufrichtigkeit versichert, steht meist am Ende seiner Karriere. Aufrichtigkeit oder Authentizität *zeigen* sich, werden *wahrgenommen*, und dann gerade nicht thematisiert.

Erwiderte Leidenschaft gibt Sicherheit, bestätigt das eigene Ich. Alles an der anderen, eben die ganze Person ist interessant, wird erfragt, bewundert, bestätigt.[22] Leidenschaft bedeutet aber zugleich starke Abhängigkeit, Verletzlichkeit, Angst vor Trennung. Verliebtheit braucht eine dauernde Bestätigung der Liebe. „Le passé chez l’amant ne se compte pour rien; il veut qu’à toute heure on lui dise ce qu’il sait déjà fort bien“[23] – dessen man sich aber gerade nicht sicher sein kann. Und je mehr Liebe kommuniziert wird, umso schneller verbraucht sie sich. Analog zum Geld kann man von inflationären, entwertenden Tendenzen sprechen. Und wie beim Geld

nimmt die Inflation mit der Zeit zu: Die Liebesbeteuerungen sind nicht mehr „gedeckt“.

Die gewonnene Sicherheit nach außen beruht so auf einer prekären Innenbeziehung. Sie wurde traditionell durch sozialen Druck geschützt. Die freigesetzte Liebe schafft mit der Entscheidungsfreiheit hingegen zugleich Unfreiheiten und Unsicherheit: Beide haben die Freiheit, den anderen zu verlassen und sind zugleich der Unfreiheit ausgesetzt, vom anderen verlassen zu werden. Freiheiten und Unfreiheiten nehmen gemeinsam zu.

In der Verliebtheit glaubt man an eine gemeinsame Welt, ein gemeinsames, gleiches Erleben mit unbedeutenden Unterschieden, das ein einvernehmliches Handeln auslöst. Verliebtheit bindet zu stark und fordert zu viel. „Wer liebt, mag diese Zumutung hinnehmen, ja sie provozieren und in der Erwiderung sein Glück finden wollen. Aber wie lange?“[24] Die Gemeinsamkeiten sind begrenzt. Die andere wird ja auch nicht als Doppel, sondern als „Ergänzung“, als „Vervollständigung“ geliebt (Simmel: Die Liebe „entzündet sich nur an der Individualität…“), ja Gegensätze können zu Beginn einer Beziehung einen besonderen Reiz ausüben. Die individuellen Unterschiede und Interessen führen jedoch, wenn sich das verliebte, „anomale“ Verhalten renormalisiert zu mehr oder weniger großen Konflikten (Simmel pessimistisch: „…und zerbricht an der Unüberwindlichkeit der Individualität“[25]) und werden besonders beobachtet. Man fragt sich, ob die andere eigene Interessen oder Gewohnheiten in der Beziehung zurückstellt und Rücksichten auf meine Befindlichkeiten nimmt. Die Außenabgrenzung Wir/Welt wird durch die Binnenbeobachtung Eigeninteressen/Rücksichten ergänzt. Beide beobachten nach der Verliebtheitsphase anhand dieser Unterscheidung das Verhalten der anderen und wissen, dass sie von der anderen so beobachtet werden. Sie wissen beide, dass die andere im Unterschied zu unpersönlichen Beziehungen erwartet, dass ihr Erleben der Situation das eigene Handeln mitbestimmt. Das Handeln im Sinne der anderen zeigt dann die Weiterdauer der Liebe an.

Die Romantik hatte noch auf wortloses *Verstehen* gehofft. Rücksicht ist „an sich“ zu wenig, bedeutet, dass die andere weiß, dass man etwas nur wegen ihr und nicht, wie es Liebe gerne hätte, spontan und freiwillig macht. Idealerweise soll die Liebende nicht erst auf Nachfrage reagieren oder um des lieben Friedens willen nachgeben – „mit einem ‚na meinetwegen‘ ist keine Liebe zufrieden“[26] –, sondern vorausschauend handeln. Das würde letztlich jedoch bedeuten, wie die andere zu erleben – gerade dann aber ist Verstehen nicht erforderlich. Verstehen wird notwendig, wenn Unterschiede auftauchen. Verstehen bedeutet, sich auf die Andersheit der anderen einzulassen, sich an ihre Stelle zu setzen und ihre Sichtweise einzunehmen. Verstehende Liebe akzeptiert die Eigenheiten der anderen, verzichtet auf Angleichung, Besserung, Umerziehung. Aber geht das in jedem Fall? Wie soll man mit einer Geliebten umgehen, die mit sich selbst unzufrieden, unglücklich oder selbstzerstörerisch ist und dafür Bestätigung sucht?[27]

Das romantische Ideal sah im Falle von Differenzen hingegen ein gemeinsames Wachsen vor, was heute auch Psychologen fordern: Die Liebenden hören einander zu, akzeptieren die Schwächen der anderen, teilen selbst eigene Ängste und Befürchtungen mit, werden sich *wechselseitig* zum Therapeuten.[28] Die Ratgeberliteratur geht vom traditionellen Modell der monogam zusammenlebenden Dauerbeziehung aus und „setzt die labile Gesundheit, die heilungsbedürftige Verfassung des Einzelnen an die Stelle der Liebe und entwickelt für Liebe dann nur noch die Vorstellung einer wechselseitigen Dauertherapierung auf der Basis einer unaufrichtigen Verständigung über Aufrichtigkeit.“[29]

Statt eines gemeinsamen Wachsens sind jedenfalls eher Erziehungsversuche, einseitige „Therapie“ zu erwarten.

Zwar findet man in der intensivierten Kommunikation der Liebe zunächst mehr Verständnis für seine Person. Die Geliebte wird als „Ganzes“, komplett, tendenziell in allem, was sie tut, berücksichtigt. Das bedeutet aber auch: Beide mischen sich in alle Angelegenheiten der anderen ein. Mit mehr Verständnis gibt es zugleich mehr Konfliktmöglichkeiten, ist doch jede an der Hinwendung der anderen zur eigenen Weltsicht interessiert, während die tatsächlichen Gemeinsamkeiten mit der Zeit alltäglich, Gewohnheit, werden, und Eigenheiten der anderen, die zur Zeit der Verliebtheit willig hingenommen wurden, immer stärker stören. Kommunikation macht dann vor allem deutlich, dass sich etwas nicht von selbst versteht – die Romantik sprach nicht grundlos von *wortlosem* Verstehen. Da erzieherische Versuche in der Beziehung meist nicht gut ankommen, dürften sich Differenzen, auf denen dann jede als ihre Individualität beharrt, verfestigen.

Das aber ist auch schon deshalb wahrscheinlich, weil sich in vielen Situationen die Situationseinschätzung unterscheidet, weil eigenes Handeln anders gesehen wird als fremdes: Der Beobachter sieht viel öfter in der Persönlichkeit der Handelnden die Ursache für ein Verhalten als die Handelnde, die es äußeren Umständen zuschreibt. „Die Ehen werden im Himmel geschlossen, im Auto gehen sie auseinander. Denn derjenige, der am Steuer sitzt, richtet sich nach der Situation und fährt, wie er meint, auf Grund seines besten Könnens; aber der, der mitfährt und ihn beobachtet, fühlt sich durch die Fahrweise behandelt, führt sie auf Eigenschaften des Fahrers zurück. Er kann nur in einer Weise handeln, nämlich kommentieren und kritisieren; und es ist wenig wahrscheinlich, dass er dabei die Zustimmung des Fahrers findet.“[30]

Das Autofahren wird zum Liebestest, und zwar nicht nur für den Beifahrer, denn solche Situationen sind gewöhnlich kein Einzelfall, sondern spielen sich als Konflikt ein: Der Fahrer weiß, was den Beifahrer ärgert. Er kann dann aus Rücksicht seine Situationseinschätzung zurückstellen und so fahren, wie es die andere gerne hätte. Er kann sich aber auch naiv stellen, so fahren, wie er es für richtig hält, und die Geliebte hat dann die Wahl: Sie weiß, dass sie mit einem Kommentar einen Konflikt riskiert, und weiß zugleich, dass die andere weiß, dass sie normalerweise kommentiert. Schweigen kann dann als unterdrückte Wut, Resignation, zunehmende Gleichgültigkeit, Rücksicht gedeutet werden. Jedenfalls ist ein „naives“ Erleben, ein unbefangenes Verhalten, nicht mehr möglich.

Jede Art von Kommunikation kann in der Beziehung als Kommentar zur Beziehung interpretiert, als Aussage darüber verstanden werden, wie die andere die Beziehung und die Geliebte sieht, und gerät damit in ein mehr oder weniger dichtes Mienenfeld. Die Kommunikation sucht Einigkeit und findet Unterschiede, die ein hohes emotionales Engagement zum Konflikt aufspielt – viele Beziehungen hält dann die Gewohnheit der Machtkämpfe zusammen. Manche Diskussionen unterbleiben deshalb von vorneherein, da man ihren Verlauf schon kennt oder ihre Unkontrollierbarkeit fürchtet, was wiederum – die Liebe sucht Einigkeit – die Liebe herabstimmt.

Die Kommunikationsschwierigkeiten können durch den Körperbezug der Liebe, über die nichtsprachliche Kommunikation der *Sexualität* abgemildert werden. Im wechselseitigen Begehren sind eigene Interessen und Rücksichten auf die andere verschmolzen, hebt sich die Unterscheidung auf. „Geben und Nehmen, Belohnen und Zurückhalten, Bestätigen und Korrigieren bleibt möglich, läßt sich aber schwer feststellen und schwer auf Interessen oder gar Absichten zurechnen.“ Die Position von Erleben (Beobachten) und Handeln (Wählen) wechselt ständig. Dank dieser „Diffusität des sexuellen Kontaktes“ können auch unausgeglichene Beziehungen beidseits als gleichwertig und beglückend erlebt werden.[31] Gerade wegen der Diffusität nistet sich in sexuellen Beziehungen allerdings genauso leicht und heute verstärkt der Verdacht ein, dass nicht gleich erlebt wird.

Die feministische Literatur konstatierte so einen ungleichen Tausch von Sex gegen Wärme. Sexualität ist nicht zuletzt wegen der Sexualisierung der Liebe mit Erwartungen überladen und oft ein zusätzlicher (ausgesprochener oder unausgesprochener) Konfliktpunkt statt eine Entlastung.

Das alles verkompliziert sich durch das hier angesprochene Problem der *Asymmetrie*: Oft ist nur eine Person verliebt, die Liebe unglücklich und kommt nicht zustande. Oder die andere lässt sich versuchsweise auf eine Beziehung ein. Die verliebte Person hat ein größeres Interesse an der Beziehung, ist abhängiger, aus Angst vor Trennung konfliktscheu, zeigt sich von ihrer besten Seite und nimmt Differenzen unkommentiert hin: Die ersehnte Beziehung ist ihr genug Bestätigung. Mit der Zeit werden dann die Differenzen umso stärker bewusst und die Asymmetrie zum Problem, ist die Liebesbeziehung doch als symmetrisch definiert.

Angesichts dieser Eigenheiten der Liebeskommunikation sind Paarkonflikte regelmäßig zu erwarten. Warum aber bleiben angesichts dieser Schwierigkeiten Paare überhaupt zusammen?

7 Liebe als Skript[32]

Verliebtheit ermöglicht den Beginn höchstpersönlicher Kommunikation. Gefühle (Emotionen) sind aber nichts Dauerhaftes. Versteht man Liebe als Gefühl, so tritt sie nur episodisch auf und dauert nicht lange – jedenfalls kein gemeinsames Leben lang. Wenn man der Liebe Dauerhaftigkeit unterstellt und sie auch im Alltag gelebt werden soll, so kann Liebe nicht nur ein Gefühl sein.

Als Gefühl wird auch heute vor allem die eher kurzzeitige Verliebtheit (Passion, Leidenschaft) angesehen. Verliebtheit schwankt in ihrer Stärke, ist kein gleichbleibender Dauerzustand: Heftigen leidenschaftlichen Attacken folgt eine Abschwächung, und die großen Gefühle der Verliebtheitsphase nehmen mit der Zeit ab. Die Beziehung wird aufgegeben, oder Verliebtheit verwandelt sich durch Bewährungsproben in „wahre“ Liebe, die sich immer wieder in gemeinsamen Situationen und als „gemeinsames Wachsen“ bewähren muss. Was wird bei „wahrer“, „echter“, „reifer“ Liebe aber aus dem Gefühl?

Gefühle können nicht im eigentlichen Sinne wahr oder falsch, echt oder unecht sein. Sie werden gefühlt, sind da oder nicht da. Wenn die Liebe schnell schwindet, spricht man von unechter Liebe, bloßer Verliebtheit. Unecht ist aber nicht das Gefühl. Es dauerte nur nicht lange, während Liebe Dauerhaftigkeit verlangt. Geht es dabei aber um ein dauerhaftes Gefühl? Muss man dauernd Liebe fühlen?

Liebe muss kommuniziert werden, sonst findet ein Paar nicht zusammen. Wird Liebe kommuniziert, erwartet man ein bestimmtes Verhalten, das man ohne Liebe nicht an den Tag legen würde. Die Kommunikation von Liebe gibt ein *Skript*, eine Vorschrift, wie man sich zu verhalten hat, was beidseitig erwartet wird und welche Gefühle gefühlt werden sollen.

Bei Verliebten ist Leidenschaft ein zentrales Element. Was meint man aber mit „Liebe“ in längeren Beziehungen? In guten Beziehungen besteht gegenseitig eine *positive Grundeinstellung*: Man ist der anderen Person wohlgesinnt, will mit ihr zusammensein, will Nähe, Geborgenheit, empfindet Sympathie, Zuneigung, Wohlwollen, Vertrauen, Respekt, Zusammengehörigkeit, sorgt sich um die andere, leistet ihr Hilfe, nimmt Anteil an ihrem Leben, versteht sie. Nach außen grenzt man sich mit der gemeinsamen *Wir-Welt* ab, nach innen beobachtet man nach Eigeninteressen/*Rücksichten*.

Eine positive Grundeinstellung zur anderen, eine gemeinsame Weltsicht, Zurückstellen eigener Interessen kennzeichnen aber auch Freundschaften. Längere Beziehungen, in denen Vertrauen, Fürsorge, Toleranz an Bedeutung gewinnen, gleichen sich Freundschaften an. Zugleich bringt der im romantischen Ideal schon angelegte und sich heute durchsetzende Gleichberechtigungsanspruch ein Liebe und Freundschaft fremdes Element hinzu, entwickelt sich die Liebesbeziehung verstärkt zur *Partnerschaft*.

Partnerschaft stützt sich auf Gleichheit, Gerechtigkeit, Kooperation, Verständigung, Verhandlungen, Interessendurchsetzung, ist ein rationales Tausch- und Zweckverhältnis. Liebe und Freundschaft sind hingegen Selbstzweck. Liebe und Freundschaft bieten mehr als eine zum gerechten Ausgleich verpflichtende Partnerschaft, die alles diskutiert und aushandelt. Insbesondere die Liebesbeziehung muss aber heute – eine soziale Vorgabe – dieses liebesfremde Element, ein partnerschaftliches Verhältnis, integrieren, darf den Gleichberechtigungsanspruch nicht zu deutlich unterlaufen.

In Freundschaften ist das kaum ein Thema: Sieht sich ein Freund stark benachteiligt, löst er die Freundschaft auf. Bei Liebesbeziehungen zögert man länger: Liebe ist wichtiger, intensiver, totalitärer, ambivalenter, konfliktreicher. Nur deshalb kann Liebe, im Unterschied zur Freundschaft, als Emotion bezeichnet werden: Alles ist gefühlsbeladen. Bleibt die positive Einstellung zur anderen auch über negative Phasen und Phasen der Gleichgültigkeit hinaus erhalten und führt zu einem für beide mehr oder weniger befriedigenden Kommunikationsstil – anstelle der enthemmten Kommunikation der Verliebtheit treten eingespielte Routinen oder auch Tabus –, so geht man vom Weiterbestehen der Liebe aus.

Der entscheidende Unterschied von Liebe zur Freundschaft liegt im Einbezug von körperlicher *Intimität* und Sexualität. Da sich kein von Verliebtheit unterschiedenes Liebesgefühl ausmachen läßt, ist auch „wahre“, „reife“, „reine“ Liebe – mehr oder weniger große – Sehnsucht. Liebe als Gefühl ist nichts anderes als Verliebtheit, die sich bei längeren Beziehungen „normalisiert“.

Was aber bedeutet Normalisierung? Begehren oder Leidenschaft als akutes Gefühl ist immer nur zeitweise da, flammt auf und ab, ist mal stärker, mal schwächer. Liebe als Gefühl besteht solange, als die Sehnsucht aufflammt, episodisch Gefühle auftreten. Wie groß die Abstände dann auch sein mögen, und ob es nun ekstatisch oder wie auch immer gedämpft (als Gefühl von Vertrautheit, Nähe und Geborgenheit) auftritt: Das Sehnsuchtsgefühl, das Bedürfnis nach Nähe zeigt den Weiterbestand der Liebe als Gefühl an. Man bezeichnet etwas als gute Liebesbeziehung, wenn das Paar freundschaftlich miteinander umgeht und eine mehr oder weniger leidenschaftliche Intimität pflegt. Die ganze Liebespraxis und nicht ein einzelnes Gefühl entscheidet über den Verlauf einer Beziehung und über das Zusammenbleiben. Dauerhafte Liebe wird gelebt und erprobt, und ob man dabei etwas fühlt, ist „an sich“ mehr oder weniger belanglos. Langfristige, „reife“, „wahre“ Liebe muss die meiste Zeit ohne große Gefühle auskommen.

Liebe und Freundschaft bedeuten eine positive Grundeinstellung zur anderen, eine gemeinsame Weltsicht, die Zurückstellung eigener Interessen, als liebefremdes Element aber auch ein partnerschaftliches Verhalten. Und dann, das ist, wenn man so will, das ideologische Moment des heutigen Liebeskonzepts, sieht es das Fortdauern eines Liebesgefühls vor, so dass zumindest ein Liebesgefühl als vorhanden behauptet werden muss (das gilt auch für andere Arten der Liebe wie die noch stärker ideologisierte Mutterliebe, hat doch heute jede Mutter schon Schuldgefühle, wenn sie ihre nervenden Kinder nervig findet). Das Liebesgefühl ist jedoch nichts anderes als Verliebtheit. Sie tritt in guten Beziehungen immer wieder episodisch auf. Die meiste Zeit läuft die

Beziehungspraxis ohne Gefühle ab. Kein Wunder, dass dann, wenn man Liebe als Gefühl ansieht, leicht die Frage aufkommt, ob man noch liebt.

Das Gefühl der Liebe, die Verliebtheit, die Leidenschaft, ist Teil des heutigen Konzepts der Liebe – und das sein Problem: Man will Leidenschaft (lohnt das Leben ohne sie?) und Dauer. Die abnehmende Leidenschaft als das „an sich“ entbehrlichste Element im Alltag längerer Beziehungen droht sie zu sprengen. Damit man dauerhaft mit einer anderen alles teilen will, bedarf es der Sehnsucht, der Leidenschaft, der Verliebtheit, die mit der Dauer gerade abnimmt. Nach der Verliebtheitsphase brechen die individuellen Unterschiede auf – und das ist kein individuell steuerbares Problem (sonst gäbe es keine Scheidungen). Statt die Eigendynamik der Liebesbeziehung zu beachten und die Beziehungsprobleme als strukturell im Liebeskonzept selbst, den sozialen Vorgaben, angelegt zu verstehen, werden sie jedoch als individuelle Unzulänglichkeiten, schlechte Beziehungen und Trennungen als Schuld der einzelnen angesehen – denen dann psychologische, also auf individuelle Veränderungen zielende Beziehungsarbeit helfen soll. Und dabei dient das althergebrachte monogame Zusammenleben als Fixpunkt, obwohl es das Problem des zugleich „an sich“ entbehrlichen und unentbehrlichen Liebesgefühls verstärkt.

Leidenschaft als das Außeralltägliche kann nicht institutionalisiert werden, ohne verloren zu gehen. Das wusste man schon immer: „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muss bleiben.“ Nur besteht heute der soziale Zwang zum Zusammenbleiben nicht mehr. Entsprechend ist das romantische Ideal heute auch rhetorisch entzaubert, doch die „Skepsis gegenüber Hochstimmungen jeder Art verbindet sich mit anspruchsvollen, hochindividualisierten Erwartungshaltungen.“[33] Liebe ist wichtiger denn je für den Selbstwert, die Liebesbeziehung mit Erwartungen überlastet. Gerade dann, wenn eine Beziehung scheitert, wird die Suche nach Liebe nur noch verstärkt und zeigt sich das Ungenügen unpersönlicher Beziehungen noch deutlicher.

Man kann sich seine Glücksgebiete nicht einfach aussuchen: Liebe ist heute unverzichtbar für Glück – genauso wie Arbeit, was alles zusätzlich verkompliziert, geht Arbeit, wenn sie volles Engagement fordert, doch auf Kosten der Liebe und verstärkt ihre Probleme. Will man sich aber nicht mit der seriellen Monogamie abfinden oder in einer schlechten Beziehung wiederfinden, kann man sich nicht an das traditionelle Paarmodell halten: Statt Nähe braucht es vor allem Distanz.

8 Distanz und Mehrfachbeziehungen trotz Eifersucht[34]

Der größte Fehler des heute immer noch vorherrschenden Beziehungsmodells besteht im Zusammenleben in einer gemeinsamen Wohnung. Im alltäglichen Zusammenwohnen wird die einzigartige Geliebte zu einem ganz normalen, oft nervigen Menschen und kommt es unvermeidbar zu den bekannten alltäglichen Konflikten. Warum soll man den Alltag jahraus, jahrein teilen und sich auseinanderleben? Mit eigenen Wohnungen können Nähe und Ferne abwechseln, man muss sich verabreden, gemeinsam planen, sich Zeit für die andere nehmen. Man teilt zeitweise den Alltag, kann sich aber auch jederzeit zurückziehen – die eigene Wohnung ist der Ort für das Verlangen nach Autonomie. Wenn das romantische Verliebtsein heute einen eher kurzen Ausnahmezustand darstellt, dann vielleicht deshalb, weil man keine rechte Distanz zu leben weiß. Irgendwann wird man das Idealbild der anderen zwar verlieren, aber daraus müssen weder eine leidenschaftslose Alltagsrealität noch die Auflösung der Beziehung folgen. Ja, bei einer zeitweisen Verschlechterung der Beziehung kann man eine „Auszeit“ nehmen, sich eine Zeitlang nicht sehen – ohne sich zu trennen, wie es bei einer gemeinsamen Wohnung die Regel ist. Eine Liebesbeziehung ist zu wertvoll, um sie durch Zusammenleben unnötig zu gefährden. Man prüfe die Notwendigkeit getrennter Wohnungen im übrigen durch die einfache Frage:

Mit welchem langfristig zusammenlebenden Paar würde ich gerne tauschen?

Da in langfristigen Beziehungen die Leidenschaft unvermeidlich abflaut, die Wahrscheinlichkeit, dass man sich in jemanden anderen verliebt, entsprechend zunimmt, sollte man sich außerdem mit Mehrfachbeziehungen anfreunden. Was man nicht ausschließen kann und hochwahrscheinlich ist, sollte man einschließen. Der Personentausch, die serielle Monogamie, löst ja nicht die strukturellen Probleme des heutigen Liebeskonzepts, führt hochwahrscheinlich nur zu Wiederholungen – zu denselben Problemen und Enttäuschungen. Wegen abnehmender Leidenschaft sollte man nicht auf die Vertrautheit einer langjährigen Beziehung, ja selbst nicht auf eine (gute) Gewohnheitsbeziehung verzichten.

Das hat durchaus auch mit Moral zu tun. Gefühle, Verliebtheit, Leidenschaft kümmern sich zwar nicht um Moral, und es wäre unrealistisch einen Verzicht auf sie zu fordern. Das funktioniert nicht oder führt zu schlechter Stimmung in einer Beziehung. Genauso wie die amoralische Operationsweise von Recht, Wirtschaft, Politik aber moralische Grundlagen hat, so auch Liebe. Jede nähere Beziehung beruht auf gegenseitiger *Solidarität* und Achtung, auch die Liebesbeziehung. Solidarität bedeutet: Man kann sich auf die andere verlassen. Auch wer sich einer anderen Person zuwendet, sollte in der bisherigen Beziehung weiterhin Solidarität üben. Nur so ist auch Geborgenheit möglich – „Geborgensein heißt: Man kann sich darauf verlassen, nicht verlassen zu werden.“[35] Das monogame Liebeskonzept, das von einer Geliebten zur nächsten wechselt, die serielle Monogamie, ist rücksichtslos, unsolidarisch. Die Empörung der Verlassenen erscheint deshalb auch heute noch als gerechtfertigt. Nicht sexuelle Untreue ist das Problem, sondern das Verlassen einer Beziehung nur, weil die Leidenschaft unvermeidlich abflaut und sich hochwahrscheinlich auf andere richtet. Eine neue Liebeskultur müßte den Exklusivitätsanspruch der romantischen Liebe aufgeben und zugleich am Treueversprechen bezüglich des Zusammenbleibens festhalten. Treue im umfassenden Sinn löst sich von der Konzentration auf Leidenschaft und Sexualität. Der anderen ist gerade hier ein Freiraum zu lassen, über den sie keine Rechenschaft abzugeben braucht.

Dazu bedarf es allerdings einiger Vorsicht, denn hier spielt ein neues Gefühl, die *Eifersucht* mit hinein. Eifersucht ist typisch für alle engen Beziehungen und wird umso wahrscheinlicher, je näher, je intensiver, je exklusiver eine Beziehung ist. Sie ist eine erwartbare Konsequenz des heutigen Liebeskonzepts, denn mit der Liebe steht auch die Ichidentität in Frage. Zentral für die Eifersucht ist der aus Bedrohung oder Verlust hervorgehende Selbstzweifel, der Verlust an Selbstwert und Selbstbewußtsein.

Wenn sich eine der beiden neu verliebt, ist es deshalb wenig rücksichtsvoll dies begeistert zu erzählen. Unangebracht ist in Liebesdingen die heute so hoch gehaltene Aufrichtigkeit, genauer: eine verletzende Offenheit. Geht es um inzwischen hier und da empfohlene „diskrete Seitensprünge“ sollte man sie ganz verschweigen. Solche Seitensprünge werden jedoch weder der Geliebten gerecht noch der eigenen Sehnsucht nach Dauer. Eine auf Dauer angelegte Zweitbeziehung kann man jedoch nur begrenzt verheimlichen. Man muss die andere in diesem Fall der Eifersucht aussetzen.

Bei neuer Verliebtheit erfährt sich die bisherige Geliebte unvermeidlich emotional zurückgesetzt – auch wenn sich das Verhalten gegenüber ihr nicht oder wenig ändert (was zeitlich nur geht, wenn die Beziehung schon auf Distanz angelegt ist). Die Einzigartigkeit, die die romantische Liebe so sehr betont, ist verlorengegangen, und die Geliebte findet bei einer anderen etwas, was sie in der Beziehung nicht oder nicht mehr findet. Auch im sexuellen Bereich erfährt man sich als ersetzbar. Die Eifersüchtige erfährt jetzt emotional, was sie „eigentlich“

schon immer weiß: dass die Zuwendung der Geliebten freiwillig ist. Eifersucht muss nichts mit einem (verfehlten) Besitzanspruch zu tun haben, sondern kommt aufgrund einer falschen Erwartung auf: Man erwartet, dass man die Aufmerksamkeit, die man bisher erhielt, auch weiterhin erhält. Eifersucht ist eine *enttäuschte Erwartung*. Da es sich dabei um eine Erwartung handelt, auf die man keinen Anspruch hat und zugleich weiß, dass man in vielen Hinsichten ersetzbar ist, hilft eine moralisch unterlegte Empörung nicht weiter und ist stattdessen individuelles Lernen, die Änderung der Erwartung angesagt, die weitgehende Ersetzbarkeit zu akzeptieren. „Nur“ weitgehend, das könnte dieses Lernen erleichtern, ist die Ersetzbarkeit, weil jede Person und jede Beziehung auch einmalig sind, und diese Einmaligkeit nicht durch eine andere Person und Beziehung ausgelöscht werden kann.

Die Eifersüchtige muss lernen, mit der Eifersucht zu leben – das, und nicht ihre eher unrealistische vollständige Behebung ist das Ziel. Die Eifersüchtige muss sich neu definieren, eine neue Identität oder zumindest neue Teilidentität aufbauen. Bei aller zwangsläufigen Abhängigkeit von der Geliebten sollte man sich immer seines eigenen Werts bewusst bleiben und sein Leben im Zweifelsfall auch allein führen können – gerade das erhält im übrigen am ehesten eine Beziehung und verdeutlich nochmals die Wichtigkeit einer eigenen Wohnung.

Eifersucht erfährt einen realen Verlust, unter dem man leidet, oder ängstigt sich vor einem Verlust. Im Umkehrschluss: Wer unter einem Verlust nicht leidet oder keine Verlustängste hat, ist nicht oder wenig eifersüchtig. Der zentrale, individuell durchaus steuerbare Punkt ist deshalb: Die Beziehung darf nicht in Frage stehen – auch und gerade dann, wenn sich eine oder beide außerhalb der Beziehung verlieben, und sie halten gegebenenfalls mehrere Liebesbeziehungen aufrecht. Wer keine Verlustängste hat, weil sie weiß, dass sie die andere nicht verlassen und sie nicht mit Details ihrer Verliebtheit belästigen wird, braucht „an sich“ keine Eifersucht zu entwickeln.

Eifersucht hat man allerdings unabhängig davon, ob man sie haben muss oder haben darf. Man hat sie, auch wenn man um die Wahrscheinlichkeit, ja Wünschbarkeit einer neuen Leidenschaft weiß. Man wird der anderen deshalb sicher keine tollen Liebesnächte wünschen (manche Verfechter von „Polyarmorie“ sehen gerade das, realitätsfern, als wünschenswert an), im Gegenteil durchaus missgünstig sein – was eine sonstige positive Einstellung zur anderen ja nicht ausschließt. Will man an der Beziehung festhalten, muss man die Leidenschaft der anderen nolens volens hinnehmen. Die Ichperspektiven unterscheiden sich hier zwangsläufig. Genauso, wie die Eifersüchtige aber nichts von der Verliebtheit der anderen hören will, so auch die Verliebte nichts von Eifersucht und Rachegefühlen – und beide wissen ja sowieso vom Zustand, den Wünschen, der Missgunst der anderen.

Eifersucht glaubt, bestimmte Beziehungen oder ein zurücksetzendes Verhalten nicht tolerieren zu können. Eifersucht ist gleichbedeutend mit Intoleranz. Toleranz ist aber nicht einfach positiv: Sie kann entarten – zur Gleichgültigkeit. Mit ihr wäre die Eifersucht zwar überwunden, aber zugleich die Beziehung überflüssig geworden. Das ist der entscheidende Punkt: Wie weit kann Toleranz heute gehen, ohne eine Beziehung aufzulösen? Anders gefragt: Was darf man in einer Beziehung erwarten? Wieviel Nähe? Was für ein beiderseitiges Verhalten ist die Minimalbedingung dafür, dass heute eine Beziehung – eine gute Beziehung – aufrechterhalten werden kann?

Könnte dabei gerade eine zweite Beziehung helfen? Die ausschließliche Konzentration auf eine Person überfordert diese zwangsläufig: Die Ansprüche sind hoch, man versucht die eigene Weltsicht durchzusetzen,

nimmt der anderen ihre Freiheit. Hat man zugleich zwei Beziehungen, sinken die Ansprüche an beide Beziehungen. Falls die Konstellation nur eine der beiden begünstigt, kann sich die Benachteiligte vieles andere, was sonst negativ zu buche schlägt, leisten. In die Zweitbeziehung (zeitlich, nicht von der Wichtigkeit her gemeint) sind durch die Rücksichten auf die Erstbeziehung von vorneherein realistische Grenzen eingezogen. Warum sollen sich nicht auf unterschiedliche Weise zumindest zwei Menschen lieben lassen? Das ist das Ideal oder die Utopie der heutigen Liebe: auf Dauer angelegte gleichberechtigte Doppelbeziehungen.

Wenn sich dann doch die Frage stellt, ob man mit jemandem zusammenbleiben soll, so beantwortet man sie am besten, indem man Emotionen ausblendet und „rational“, nach dem „Investitionsmodell“ entscheidet, also die Zufriedenheit mit der Beziehung, die möglichen Alternativen (unter anderem das Alleinsein) und die Höhe der bisherigen (emotionalen und finanziellen) Investitionen abwägt. Und statt sich undifferenziert zu fragen, ob man noch liebt oder geliebt wird, sollte man konkretisieren, was Liebe in der jeweiligen Phase überhaupt bedeuten kann. Warum nicht fraglose Gewohnheit, Bequemlichkeit? In den heutigen individualistischen Zeiten, das sollte man immer bedenken, sind gute langjährige Beziehungen selten. Die Sehnsucht treibt zwar zu neuer Leidenschaft hin, doch das kurze Glück der Liebe sollte im Eigeninteresse das Skript der dauerhaften Liebe nicht vergessen lassen.

Endnoten

1 Der vorliegende Essay fasst die Grundgedanken meiner bisherigen Arbeiten zu Liebe zusammen und ergänzt sie. Vgl. vor allem Sigbert Gebert, Sinn – Liebe – Tod, Kehl 2003, Kap. II, 39–81 mit ausführlicher Diskussion der Literatur.

2 Vgl. Eva Illouz, Warum Liebe endet, Berlin 2018; Warum Liebe weh tut, Berlin 2011 (hier geht es darum, warum Liebe *heute anders* weh tut).

3 Illouz 2011, 554.

4 Die Einschränkung, dass dies vor allem für Männer der oberen Mittelschicht und gebildete, wirtschaftlich unabhängige Frauen (!) gelte, erfolgt nur in einer Fußnote. Illouz 2011, 579.

5 Illouz 2018, 91.

6 Illouz 2018, 117. Frauen gelten ihr ansonsten als gefühls- und beziehungsbezogen.

7 Das Verlangen nach Autonomie wäre also stärker als die Angst vor dem Alleinsein, die nach Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt 1990, 49f.) Beziehungen vor allem zusammenhält. Meisten dürfte es aber weniger der Autonomiewunsch sein, an dem Beziehungen scheitern, als eine neue Verliebtheit (die die Angst vor dem Alleinsein gegenstandslos macht).

8 Illouz 2011, 535f., 556f.

9 „Was aus Liebe getan wird, geschieht immer jenseits von Gut und Böse.“ (Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, Nr. 153)

10 In einer früheren Arbeit (Der Konsum der Romantik – Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt 2003) hatte Illouz den Konsummarkt, den rituellen Konsum von Luxusartikeln (Champagner, teure Reisen etc.), noch, plausibler, als antikapitalistisches Mittel gegen den Markt, als heutigen Ort der romantischen Liebe gesehen. Beide Sphären durchdringen sich: Die Konsumsphäre will romantische Gefühle erzeugen, die Intimbeziehungen brauchen das Konsumerlebnis. Gerade die kommerzialisierte Sprache der individuellen, hedonistischen Selbstverwirklichung garantierte hier Autonomie, Gleichberechtigung und emotionale Erfüllung. Der Kapitalismus brachte selbst seine Gegenkräfte hervor, so dass Kritiker hier gar eine Verteidigung des Kapitalismus sahen. Im neusten Buch schlägt hingegen ein ritueller antikapitalistischer Ansatz voll durch.

11 „Manch eine Leserin wird sich zweifellos fragen, ob dieses Buch nicht vielleicht maßlos übertreibt.“ (Illouz 2018, 342) So ist es!

12 So Günter Dux, Geschlecht und Gesellschaft – Warum wir lieben, Frankfurt 1994. Dux bestimmt Liebe als Überwältigung durch eine andere, so dass die Liebende „nichts sehnlicher wünscht, als ihr Leben in der Körperzone der anderen zu leben.“ (18) Dieser offensichtlich romantische Liebesbegriff soll sich als *soziale Grundtatsache* durch die ganze Geschichte ziehen.

13 Zum Folgenden vgl. die Zusammenstellung der Kommunikationsmedien bei Niklas Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt 1997, 334ff.

14 Über das Wesen der menschlichen Freiheit, I, VII 408.

15 Max Scheler (Die Stellung des Menschen im Kosmos, Bern 1983, 12) spricht schon bei Pflanzen, wenig einsichtig, von einem „empfindungslosen Gefühlsdrang“.

16 Maximes 485.

17 Niklas Luhmann, Liebe als Passion, Frankfurt 1982, 25.

18 La Bruyère, Les Caractères, Du Coeur 30 (IV).

19 Luhmann 1982, 159.

20 Luhmann 1982, 221.

21 Bezüglich Liebe als Gefühl gilt in der Tat: „Über Liebe kann man nicht schreiben. Man liebt oder lässt es bleiben.“ (Robert Gernhardt)

22 „Ce qui fait que les amants et les maîtresses ne s’ennuient point d’être ensemble, c’est qu’ils parlent toujours d’eux-mêmes.“ (La Rochefoucault, Maximes 312)

23 Bussy Rabutin, zitiert nach Luhmann 1982, 90.

24 Luhmann 1982, 46.

25 Georg Simmel, Über die Liebe (Fragment), Gesamtausgabe Band 20, Frankfurt 1985, 167.

26 Luhmann 1982, 220.

27 Luhmann sieht den Extremfall selbstzerstörerischer Einstellungen (unbegründeter Ängste, lebensgefährdender Gewohnheiten) als vielleicht heute entscheidenden Punkt, wo die Unmöglichkeit der Liebe verneint sein will. „Gerade wenn man sehr genau und aus intimer Kenntnis nachfühlt, wie der andere mit ‚seiner‘ Umwelt ein Symbiose sucht, die negativ auf ihn zurückwirkt, gerade dann fordert Liebe Bestätigung und Widerspruch zugleich.“ Die Liebenden müssen sich auf die Weltsicht der anderen einlassen und nicht einlassen und sich im Umgang mit dem Problem (etwa: die Geliebte kommt nicht von Drogen los) ihre Liebe zeigen – „quälend aussichtslos und trotzdem liebend.“ (1982, 213) Dass diese Frage „ins Zentrum des Liebes-Ethos treibt“, (ebd.) scheint überzogen.

28 Ein im übrigen wenig sinnvoller Vergleich, schließt er doch entscheidende Momente der Therapiesituation aus wie Autoritätsgefälle, ungleiches emotionales Engagement, Honorarzahlung, Problemorientierung.

29 Luhmann 1982, 211.

30 Luhmann 1982, 43.

31 Luhmann 1982, 32f.

32 Vgl. zum Folgenden Sigbert Gebert, Was heißt Liebe? Tabula Rasa 104, 10/2014.

33 Luhmann 1982, 197.

34 Vgl. zum Folgenden Sigbert Gebert, Mehrfachbeziehungen als Ideal – Für eine neue Liebeskultur, Tabula Rasa 85, 03/2013; Eifersucht – unvermeidlich und unnötig, Tabula Rasa 110, 4/2015.

35 Karl Otto Hondrich, Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft, Frankfurt 2004, 161.

Zum Autor
Sigbert Gebert, Dr. phil., Dipl.-Volksw., geboren 1959, studierte Philosophie, Politik, Soziologie und Volkswirtschaft in Freiburg (Brsg.) und Basel. Lebt als Privatgelehrter in Freiburg und Zürich. Veröffentlichungen u.a. „Sinn – Liebe – Tod“ (2003), „Die Grundprobleme der ökologischen Herausforderung“ (2005), „Philosophie vor dem Nichts“ (2010).

Kontakt: Sigbert.Gebert@freenet.de